Ohne Absicht

Ben J. Adelberg

Ohne Absicht

Einladung in das Zuhause eines lesbaren Menschen

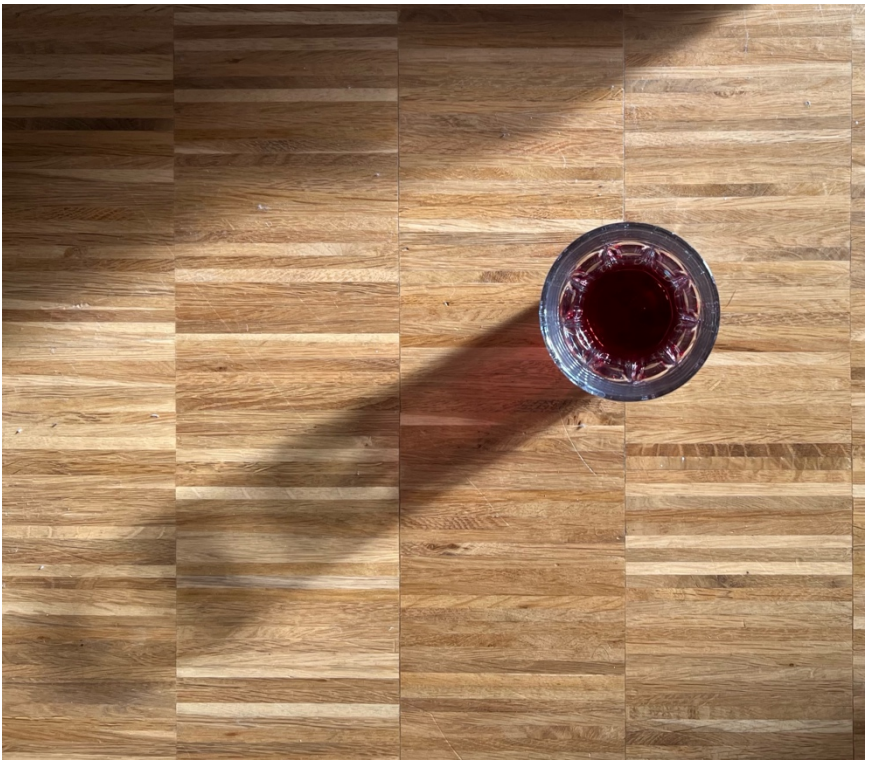
Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://www.dnb.de abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2025
ISBN 978-3-68911-047-5

Amor fati

Inhalt

Vorweg gesagt …	11
Über mich	15
Wie es anfing	25
Ich erzähle	39
Im Moment	59
Wer überlegt?	75
Ohne Absicht	93
Unbestimmtes	105
Kurioses	115
Gereimtes	123
Der andere und ich	141
Mein *Amor fati*	203
Anmerkungen	207
Über den Autor	208



Vorweg gesagt ...

Auszug aus meinem Notizblock: Dieses Schreibheft gehört Ben Adelberg, einem noch jungen Mann, der sich darin übt, aus seiner Sicht etwas aus sich zu machen. Dies ist weder ein Tagebuch noch eine Lektüre, die heruntergelesen werden kann. Vielmehr folgt eine Sammlung dichterischer Übungen, Momentaufnahmen und Erzählungen sowie Texte, die jenen Prozess beschreiben. Der einzige Zusammenhang einzelner Texte ist im Autor begründet. Begäbe man sich also auf die Suche nach einem roten Faden, begänne und endete diese Reise bei mir.

Dieses Büchlein entstand mit der Idee, interessierten Lesern eine Erheiterung in den Stunden des Tages zu bereiten, die keiner ordentlichen Beschäftigung unterliegen – wie der Arbeit, dem Unterhalten oder der Instandhaltung des Haushalts – oder des Körpers durch sportliche Aktivität. Aber von eben diesen Tätigkeiten und jenen Gedanken, die sich einem zu eigentlich einnehmenden Prozessen beigesellen, erzählt diese Textsammlung das Leben eines Menschen, das sich in so vielen Dingen von keinem anderen unterscheidet – so hoffe ich doch heimlich. Und dass diese Ähnlichkeit uns allen eine Inspiration sein kann, den Ernst des Lebens nicht zu ernst zu nehmen – wie Axel Hacke zu sagen pflegt – und dem Leben mal mit einer Kindlichkeit entgegenzutreten, die dem Lesen eines Kaffeesatzes nicht nur die Frage zum „Was bedeutet das?“ entzieht, sondern zu „Wieso lese ich das?“ oder „Kann ich einen neuen haben?“.

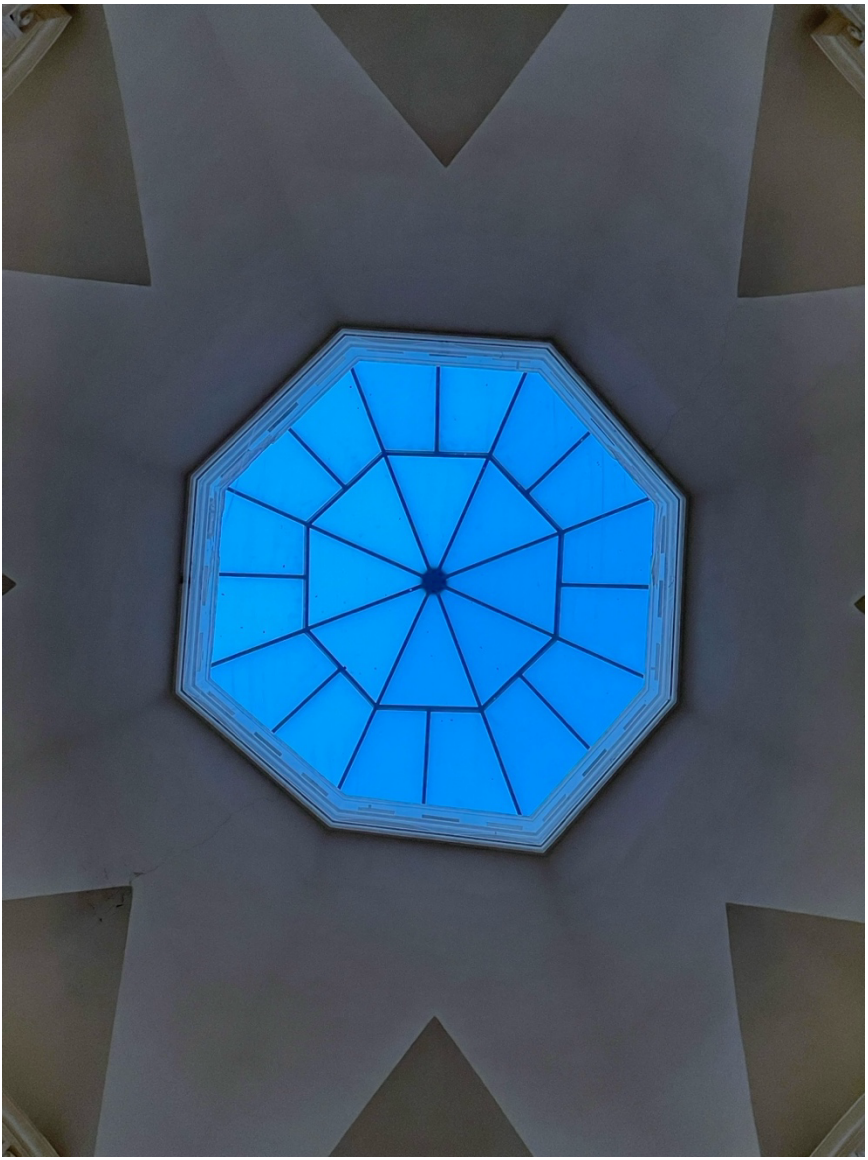
Montaigne bemerkte so schön: „Mein Lernen bringt als einzige Frucht hervor, mich fühlen zu lassen, wie viel mir zu lernen bleibt“. Was soll uns mit diesem steten Bewusstsein noch negativ überraschen? Wenn

der Carrot Cake die Tage seiner Frische überwunden hat, verkaufe ich ihn als Karottenbrot. Darauf hinzuarbeiten, einer funktionierenden Entente aus Kind- und Erwachsensein das Regieren zu überlassen, mag *eine* Option im Leben beschreiben, es anzunehmen.

Der Großteil dieser Texte entstand in der Abwesenheit der Absicht, andere Augen zu öffnen als jene, welche ich mit meinen eigenen sehen kann. Zuzüglich ist das Schreiberherz nicht zu allen Zeiten der Perfektion zugeschrieben, was manch Verfasstes als fragmentarisch erscheinen lassen kann. Der Reiz einen niedergeschriebenen Text zu überarbeiten, überkommt mich selten und so muss ich dazu aufrufen, manche Texte in ihrer Unvollkommenheit zu genießen. Vielleicht wird es auf Anfrage ja eine Fortsetzung, Vertiefung oder Erläuterung geben.

Und so offen manche Worte den Geist oder auch den Mund lassen, so interessiert bin ich an ihrem Anlass und an den mannigfaltigen Perspektiven, welche sich in der Leserschaft auftun. In welch Freude manch anderer Einsicht meinem Gemüt zutut, möchte ich daher stets die Bekanntmachung empfehlen. Was regt an? Was stört? Was verwirrt und wieso? Was erheitert? Was inspiriert und wie? Was verzaubert? Was stößt an und inwiefern? Was bleibt? Antworten auf diese Fragen mögen eine Reflexion in mir anregen – oder hier rein und da raus. Also slide in meine DMs.

Ich wünsche einen angenehmen Aufenthalt an diesem Heft, sei es zum Lesen, Schreiben oder dumm aufs weiße Papier Starren. Und schon beim Ausführen *einer* dieser Tätigkeiten hätten wir etwas gemeinsam. Ich strebe im Generellen danach, den *Serenus* in mir zu festigen und wünsche jedem Leser, diesen auch in sich zu entdecken – und darüber hinaus nicht nur im Augenblick des Lesens, sondern auch des Kochens, Laufens oder Sitzens zu etablieren. Kurzum: den Gedanken des Alltags mit einer Zuversicht zu begegnen, die die Verarbeitungsfähigkeit unserer menschlichen Geisteskraft berücksichtigt.



Über mich

Ich verlange nach einer Auffrischung meines Lebens in diesem milden Werkkompilat. Ich studiere an einer technischen Universität einen Studiengang, der nicht weniger als die Lehren von Motivation, Wahrnehmung, Lernen, Emotionen und dem Gedächtnis vermitteln soll, die in der Erbse des Menschen, kranial der *Medulla oblongata*, der Psyche, dem Geist entstehen. Wer die Erbse in der seinen versteht, den soll einer *Meister Metaerbse* nennen. Diese Bezeichnung ist jedoch bildungssprachlich ausgestorben; der Begriff des Psychologs oder Psychologen ist weit verbreitet.

Das ist es, das ich studiere mit höchstem Elan und WLAN – welches, Spotify offeriert, mich soeben durch die Auffälligkeit und Unität Beethovens *Rondo* der *Waldsteinsonate* vom Bildschirm verträumt, die Aufmerksamkeit dem Stück widmend, aufsehen lässt.

Außerdem halte ich mich in den sozialen Medien, durchaus wie meine Kommilitonen, zeitweilig auf und identifiziere mich als Opfer der Gesellschaft, die Schönheit lobt und Leute minder dieses Ideals ausgrenzt. So koste ich doch ab und an die Spiegelung der eigenen Erscheinung und erfreue mich des Anblicks. Da ich schreibe, ekelt mich mein Verhalten eine Spur an – bin ich doch auch nur ein Mensch. Einer, der im Freiheitszenit seines Lebens schwebt und keineswegs die Möglichkeiten ausschöpft, die ihm offenstehen. Jene Biografie lässt selten in vergleichbarem Maße den Raum wie eines Studienzeit.

Andächtig werde ich zum *Adagio ma non troppo* der 31. van Beethoven, die eine Weisung ausdrückt: „Erbarme Dich“. Der Meister dieses zugrundeliegenden Opus hallt stets in den Winkeln meines Studierzim-

mers. Besonders hervorzuheben ist zu dieser Zeit die beruhigende und erheiternde Wirkung der Motette *O Jesu Christ, mein's Lebens Licht*, BWV 118 auf meine Seele.

Mein Schaffen ist geordnet aber durcheinander. Es hat eine Direktion und einen Rhythmus, ist bedingt vorhersehbar, mag teils disharmonisch, endlos und trostlos oder erbarmungslos klingen – steht aber doch ganz im Saft, ist voll in Blüte und fruchtbar. Ich schätze, wenige meiner Mitwelt könnten diesen Zustand genießen oder annehmen.

Wem das *Andante* aus Bachs *Concert nach italienischem Gusto für Clavier* bekannt ist, mag hinter den Leitgedanken der Metapher kommen. Und wer noch nicht so weit kam, dem mute ich dieses Stück nun an, denn in diesem finde ich mich wieder.

Ich lese manch Geschriebenes der vergangenen Jahre und sehe die Unwissenheit und Naivität, mit der geschrieben wurde. Jetzt sollte einer meinen, ich könnte doch einiges auf meinen jetzigen Wissens- und Weisheitsstand auffrischen, um das Werk im Grad der Erkenntnis zu einen, doch ich fühle anders.

Zu erkennen, dass ich zum Zeitpunkt des Verfassens stets im Zenit meiner Fertigkeit arbeitete, doch diese Höhe begrenzt war und sich diese Begrenzung von Jahr zu Jahr davonhebt, zeigt, dass der Gedanke redundant ist. Ich könnte dies also in den nächsten Jahren eins zu eins erneut aufschreiben.

Am Ende sagt es doch – im übertriebenen Sinne –, dass ich damals genauso viel wusste wie heute: nämlich nichts. Bis zu meinem Lebensende werde ich unwissend schreiben, außer ich erlange das Wissen der Unwissenheit.

Auf meiner Gehwegseite ist das Muster gerade um fünfundvierzig Grad zu dem auf der anderen Seite verschoben. Es kommt mir verwinkelter, kunstvoller, romantischer vor – schön fürs Auge. Da drüben ist es geradlinig, symmetrisch – schön fürs Gehirn. Ungewöhnlicherweise ist der Straßenabschnitt, der die beiden Gehsteige voneinander trennt, asphaltiert. Der Blick aus dem Arkus, der als Tür – halboffen – die frische Luft einer alten Stadt in ein renoviertes Erdgeschoss mit hohen Decken und einem Meter dicken Wänden lässt, ist clean, simpel, gerade so normal, dass er, unauffallend, nicht zum Denken noch zum Verbleiben anregt. Und eben diese Zurückhaltung deutlicher Schönheit lässt mich schreiben.

In der Unauffälligkeit die Schönheit zu entdecken, ist der wohltuendste Zeitvertreib – und noch dazu einer, an dem mein Geist nicht ermüdet.

Die Straße rechts runter, um die ein und andere Ecke, schaut von zwei Menschengrößen seit über 600 Jahren eine Uhr herab, die mit damaliger Rechnung die Zeit angibt. Es brauchte mich, bis ich verstand, dass sie mir zeigt, wie viele Stunden mir bleiben, bis die Sonne untergeht, und dass ich jede Stunde, die schlägt, eine näher an meinem weltlichen Lebensende bin – *memento mori* also.

Ein kacheliges Wellenmeer reflektiert Sonnenstrahlen in mein Gesicht. Der kurze Schauer legte einen Zauber auf jene babyfaustgroßen Pflastersteine. Ich bilde mir ein zu sehen, wie das Regenwasser verdampft – und damit auch der Zauber verfliegt. Die Schatten zwischen den dicken Quadern, welche aus einer wie weißer Sandstrand farbigen Hauswand empor rücken, geben ein markantes und zur Ehrfurcht anregendes Bild. Läuft man den Hradschin vom Schloss aus nach Westen hoch, erscheinen ähnlich angelegte Diamantquader an den Außenseiten des Palais Schwarzenberg. Diese jedoch sind mehr Schein, denn sie sind als Sgraffito, in die Steinwand geklopft, bloß angedeutet.

Wie ich mir die unerschöpfliche Schönheit meinem Ästhetengemüt zuführe, so fülle ich täglich, oft auch mehrmals, meinen Magen mit würzig-süßen Heißgetränken und leichtverdaulichen Speisen. Von tschechischen Hauptspeisen lasse ich folglich lieber die Finger. Im Angesicht der Eitelkeit muss *doch* auch das Wohlbefinden im gegenwärtigen Moment erwogen werden. Fettige Speisen stoßen mir nicht nur auf, sie fühlen sich bei mir so wohl, dass sie es sich rausnehmen, um die dreifache Zeit meine Gastfreundschaft auszunutzen. Solche Gäste sind mir nicht willkommen – ihnen bleibt die Tür, die Futterluke, verschlossen. Ich koste gerne Neues, und nach einem Probieren höre ich auf die Resonanz meines Körpers und entscheide mich im Falle des zukünftigen Angebots für eine Verköstigung – oder gegen eine solche. Und ganz ähnlich halte ich es auch mit meinen Menschen.

Ich bin fest von einer unwillkürlichen oder vorbestimmten Kompatibilität überzeugt, wobei sich – wie viele meiner Ansichten – meine Präkonzeptionen durch neue Eindrücke ändern dürfen. Diese vorbestimmte Kompatibilität ist keinesfalls irreversibel; allein der Moment, in dem zwei Individuen aufeinandertreffen und die Eigenschaften, Erfahrungen und Erwartungen, die ein jeder zur Zusammenkunft mitbringt, bestimmt deren Verträglichkeit. Gib ihnen fünf Jahre – und die Dinge stehen anders. Aus diesem Grund halte ich den Kontakt in superfiziellen Beziehungen meist gering oder gar nicht.

Ich erinnere mich an eine Zeit, in der ich mich nach tiefgründigen Verbindungen nur so sehnte. Auf ständiger Suche – imaginär natürlich, denn in Bewegung geriet nur mein Geist und nicht mein Körper – mied ich einerseits Orte mit Menschen, an denen ich vorwegnahm, nur solche zu finden, die sich mit jenen vollkommen zu identifizieren vermochten; ging ich also in eine Bar, dann hätte ich ausschließlich Alkoholiker – also Menschen, die nur mit Promille Spaß haben können – und Mainstreammusikanhänger gefunden. Beides nichts für mich.

Andererseits fand ich mich, wenn dann mal in einer Position der Bekanntmachung mit einer potenziell in Interessen überein- und Chemie stimmenden Person, so überwältigt von der Chance, dass ich mich als jemanden darstellte, den ich selbst nicht Ben nennen konnte – nämlich als einen coolen, lockeren, schlagfertigen und charmanten, jungen Mann.

Mit so hohen Ansprüchen an mich selbst war es kein Wunder, dass ich mich übernahm und sich die erwünschte Lockerheit in Anspannung, die Schlagfertigkeit in aktive Sprachlosigkeit (mit zweifelnden, fragenden oder hohlen Gesichtsausdrücken gefüllt) und der Charme in Schleimerei wandelte. Und auf einer Schleimspur geht es sich grundsätzlich langsam, vorsichtig – kurzum: schlecht. Und mit diesen Erfahrungen, die ich manchmal selbst gar nicht durchleben oder -schlittern musste, damit es für mich Realität war, ließ ich alles zusammen lieber bleiben.

Und was half mir nun, zu dem zu werden, der ich jetzt bin? – Ein cooler, lockerer, immer noch oft sprachloser, in Schlagfertigkeit meist unterlegener und von einer Art Charme gesegneter junger Mann, vor dem manche wie vor einem Kruzifix davonrennen und sich andere in ihm verfangen können.

Ich bin überzeugt von meinen Interessen; vielmehr weiß ich, was mir guttut und danach versuche ich zu leben. Ich schäme mich für weder meine sexuellen noch freizeitlichen Vorlieben und gehe beidem, unabhängig anderer Urteile, nach. Die Zufriedenheit, welche mir solcher Aktivitäten Ausführung beschert, übertrumpft die Grimmigkeit oder Skepsis, die in anderer Gesichter vermeintlich abzulesen ist.

Ich stärke mich durch die Hingabe zu meinen Vorlieben so ausreichend, dass ich mancher externer Verstimmungsschleuder gut ausweichen kann, ohne berührt zu werden. Man könnte sagen, ich hätte ein hohes

Kohärenzgefühl, denn mich ins Ungleichgewicht zu schleudern, bedarf einer starken Zugkraft. Vielleicht rede ich mir das auch nur ein – Hauptsache es hilft, oder?

Ich glaube, dass ein ehrlicher und offener Umgang einen langfristig – wenn auch mit vertretbaren Stolpersteinen – in ein zufriedenes Leben führt.

Wieso schreibt dieser junge Mensch? Will er unsterblich werden? Will er Komplimente bekommen und Ansehen erhalten? Schreibt er für sich oder andere? Oder für alle und sich eingeschlossen? Schreibt er aus Langeweile? Braucht er es als eine Art Werkzeug, um Seelisches zu verarbeiten? Wieso will er *seine* Gedanken festhalten? Hält er auch *anderer* Gedanken fest? Meint er, sein Schreiben wäre extraordinär, besonders, das einzige seiner Art? Hat er Pläne?

Ich sitze ruhig in einem halbrunden Stuhl. Er erinnert mich an den Mond oder eine Satellitenschüssel, beides schaut zu den Sternen. In meiner Position, in der meine schwarz gekleideten, übereinandergeschlagenen Beine auf dem leicht gepolsterten, dunkelgrünen Samt liegen, bewegt sich mein Körper allein vom Thorax aus aufwärts. In einem Mal heben sich meine Mundwinkel und aus meinen Nasenlöchern rauscht schnell hintereinander Luft.

Innerhalb dieser Szene, der Luftstöße und des Lächelns, mag schwer zu beurteilen sein, was sich im Inneren des Akteurs abspielt, welchen Film er sieht. Hat er die Hauptrolle oder schaut er auf jemand anderen, sieht er ein Tier, schaut er die Zukunft oder Vergangenheit, Wahrheit oder Irrung, Wunsch oder Unglück, Weltliches oder Göttliches? Nun weiß ich als Autor, was sich in jenem Akteur abspielt – ich bin es, der ihn beschreibt und sich damit offenbart. Mich selbst Autor zu nennen und

es dem Leser so offen in die Augen zu legen, traue ich mich erst seit kurzer Zeit.

In dieser Zeit habe ich mehrmals von Menschen mit Autorität und scharfem Verstand, so könnte man sagen, mein Schreiben gelobt bekommen. Vielmehr werde ich dazu ermutigt, Schriften zu veröffentlichen. Das Hören allein solch eines Vorschlages gibt mir einerseits einen Egoboost, mit dem ich umzugehen weiß, und andererseits Zweifel, ausgedrückt in den Fragen: Wer interessiert sich dafür, was ich schreibe? Welchen Vorteil haben Menschen, wenn sie mich entziffern?

Ich sage gerne, dass die Striche und Buchstaben auf dem Papier mit ihrem Stifthalter einhergehen, dass sie zusammengehören. Und dann gibt es Texte, vor Jahren geschrieben, von denen ich mich entferne – nicht als Autor, aber als Person, die ich jetzt bin. Denn damals mag ich ein ein wenig anderer Ben gewesen sein. Kommen wir zurück zum Schmunzeln.

Ich saß in meiner Satellitenschüssel und schaute in die Sterne, in die Zukunft also. Ich sah mich als Autor, der ähnlich wie jetzt in einem Café sitzt, sein Mohnstückchen in die Chai Latte tunkt und sobald die würzige Süße seine Schleimhaut benetzt, wieder den Stift in die Hand nimmt und in seinen billigen Notizblock irgendeinen Gedanken, Einfall, Moment, eine Kuriosität oder Verliebtheit kritzelt. Der einzige Unterschied war, dass ich wusste, dass meine Worte durch Publikation bekannt und zugänglich für die Masse sind und dazu noch gemocht und angesehen werden. Und in dem überkam mich der Zweifel und ich musste verachtend und ungläubig in mich lachen.

Wie könnte ich mich selbst überhaupt auf solch eine ansehnliche Bühne stellen mit einem Stück, das in meinem Kopf entstand? Wieso sollte mein Kopf es schaffen, gesehen zu werden? Was ist besonders an mir? Eine Antwort habe ich darauf: Ich schreibe für mich. Und es kommt der

glückliche Zufall, dass andere daran Gefallen finden. In Auftragsarbeiten bin ich ganz schlecht oder ich hatte noch keine gute bekommen. Wie in vielem anderem, das ich nicht beherrsche, blicke ich umso stärker zu denen hinauf, die es tun.